

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 5

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haben Sie das gehört?

Asiens Vorbild: Jugoslawien

ZS. Zu den sonderbarsten Erscheinungen unserer Zeit gehört, daß Jugoslawien, bei uns wenig beachtet und besprochen, seit Jahren den stärksten Magnet bildet, den Europa gegenüber Asien besitzt. Nicht die reichen Großstaaten des Westens, ihre strahlenden Hauptstädte, rauchenden Industriegebiete, Fabrikationszentren, großartigen Produkte und ihre «Kultur» machen auf die asiatischen Völker, die Araber, Hindus, Burmesen, Malaien usw. Eindruck, sondern der karge Balkanstaat mit seinem nicht ganz übersichtlichen Tito-Regime.

Warum? In einer britischen Radiosendung hat Clovis Makoud, selbst ein Asiate, eine Erklärung dafür zu geben versucht. Daß das Land sich aus dem Verband der russischen Satelliten löste, hat in Asien allgemeines Verständnis gefunden. Daß es aber trotzdem darauf drängt, mit Rußland in echten, freundschaftlichen Beziehungen zu leben, (ohne wieder zum Befehlsempfänger Moskaus abzusinken) nicht weniger. Man erblickt hier eine interessante Analogie zur eigenen Situation Asiens. Auch die Tatsache, daß offenbar ein sehr starker Flügel der Jugoslawen der Annäherung Titos an den Westen von Grund auf feindlich gesinnt war, ebenso. Diese Leute wollten sich niemals gänzlich vom Osten trennen. Was anscheinend die Jugoslawen gegen Moskau in Aufruhr brachte, war die diktatorische Herrschaft Stalins. Selbst eine revolutionäre Regierung aus eigener Kraft, nicht von den Russen befreit, war die Belgrader viel zu stolz, um sich herumkommandieren zu lassen. Das scheint auch die gegenwärtige Moskauer Regierung bemerkt zu haben, weshalb sie ihre Einstellung zu Belgrad gründlich änderte, wobei aber auch die Rücksicht auf den großen Einfluß Jugoslawiens in Asien mitgespielt haben dürfte.

Bedenken erregt in Asien nur die in Belgrad herrschende Auffassung, alle sozialistischen Parteien sollten sich mit den Kommunisten zu einer gemeinsamen Bearbeitung gemeinsamer Probleme zusammenfinden. Viele Angelegenheiten müßten allerdings den einzelnen Staaten überlassen werden, aber es bliebe noch genug Gemeinsames. In Delhi und weiter östlich hält man dies für eine Illusion. Die Vielfalt der sozialistischen Ansichten würde rasch dazu führen, daß die geschlossene und streng disziplinierte Soldatentruppe Moskaus die Herrschaft in dieser Körperschaft an sich reißen könnte und dem sozialdemokratischen Denken schwersten Schaden zufügen würde. Auch scheint man in Asien zu erkennen, daß es in Jugoslawien nur eine sehr unvollständige persönliche Freiheit, Pressefreiheit usw. gibt (aber doch weit mehr als in Rußland und den Satelliten). Jugoslawen können z. B. ohne weiteres nach dem Westen reisen, Bürgerliche ihr Geld nach Gutdünken in jedem teuren Lokal verschwenden, der Kirchgang wird nicht verfolgt, zieht jedenfalls nicht die Folgen nach sich wie hinter dem Eisernen Vorhang. Auch das kulturelle Leben ist viel weiter verbreitet als dort.

In Asien glaubt man, daß der Westen Jugoslawien ganz hätte gewinnen können, aber — und das scheint sehr wichtig —, er habe keine dynamische und anfeuernde Ideologie besessen, so daß es nur zu einer militärischen und finanziellen Verwandtschaft kam. Jugoslawien sei eine revolutionäre Regierung, aus Ideen hervorgegangen, und eine solche könne nicht in einem geistigen Vacuum leben. Das sei der entscheidende Punkt auch für Asien, warum der Westen allen Anstrengungen und seiner gewaltigen materiellen Ueberlegenheit und hochentwickelten Zivilisation zum Trotz nicht durchdringe. «Als die Jugoslawen 1949 den Weg nach Westen einschlugen, fanden sie eine Zivilisation, die ihre Dynamik verloren hatte, die erklärte: 'Wir können euch Waffen und Geld geben, aber keine Ideen.'» Die einzige Antwort des Westens an den Kommunismus sei ein Verteidigungsmechanismus, gewiß auch nötig, aber es würde nicht gesagt, für welche Zukunft denn eigentlich gekämpft werden sollte. Deshalb hätte sich Jugoslawien mit Asien getroffen. Dort lägen die Verhältnisse ganz ähnlich. Man bewundere dort den Mut des Landes zur selbstgewählten Isolierung nach Osten und nach Westen. Man hoffe auf die Entwicklung einer dritten Kraft, die nicht mehr einfach in Nachahmung westlicher Formen bestünde, sondern in der Selbstentdeckung. Die jugoslawische Form des Kommunismus erscheine deshalb sehr anziehend, sehr menschlich.

So enthält die Erklärung Asiens für die Erscheinung auch eine Kritik am Westen, die zur gründlichen Gewissensforschung Anlaß geben sollte.

Frankreichs fünftes Wagenrad

ZS. Ein solches hat es an der französischen Staatskutsche schon immer gegeben. Neuestens trägt es den Namen Poujade, der aus seinem Béret 52 Abgeordnete auf den Tisch oder vielmehr die Sessel des vor Schrecken verstümmten Parlaments zauberte. Verleumdung und Antisemitismus feiern wieder Triumphe, und eine herrliche Unkenntnis der Welt außer dem unmittelbaren Schlachtfeld vor der Nase kann sich austoben. Ist Poujade etwas anderes als seine vielen Vorgänger, muß man ihn ernster nehmen? Darauf versuchte kürzlich D. Gillie im englischen Radio eine Antwort zu geben.

Ein durch die zentralisierte und uniformierte Staatsverwaltung zornig gemachter Volksteil kann sich im französischen Parlament sozusagen nie richtig Gehör verschaffen. Es fehlt jedes Sicherheitsventil. Da gab es einst den General Boulanger, die Hoffnung revancheunruiger Patrioten, von der Begeisterung breiter Massen getragen, finanziert von den Monarchisten. Aber nichts an ihm rechtfertigte eine solche Stellung, und er versagte kläglich. Seit Beginn des Jahrhunderts versuchte der rechtskatholische Charles Maurras eine Wiedereinsetzung des Königtums zusammen mit einer autoritären Staatskirche durch schwerste Beschuldigungen der Republik zu erreichen. Er gewann wohl einige Intellektuelle, aber nie die Unterstützung breiter Volksschichten. In den 30er Jahren profitierten die «Feuerkreuzler» des Generals de la Rocque von der Depression, einer sozialen Panik und der faschistischen Mode. Aber der französische Mussolini entpuppte sich als bloßer Leiter einer Art Pfadfinderbewegung der Mittelklasse. Wirklich faschistisch gesinnte Franzosen wandten sich der Volkspartei des Exkommunisten Doriot zu, oder, falls sie Revolver und Bomben liebten, zur geheimen Cagoulard-Organisation. Alle kompromitierten sich aber irgendwie mit den Nazis oder Vichy und verschwanden vom Herbst 1945 an.

Doch die neue Republik zeigte wieder die alten Krankheitserscheinungen, und Unzufriedenheit und Protest mußten sich wieder mit Notwendigkeit gegen sie entwickeln. Erstmals war ein Führer vorhanden, der in einiger Hinsicht den Durchschnitt überragte: De Gaulle. Doch war er kein Politiker und nahm den Alles- oder Nichts-Standpunkt ein. Da das Regierungssystem nach seiner Auffassung völlig verfehlt war, wollte er im Parlament nicht mitarbeiten, bevor nicht seine Verfassungsreform durchgedrückt wäre. Die Bewegung war zum Scheitern verurteilt, der Zentralismus und Uniformismus schien das Feld erneut zu behaupten. Aber da kam der Sieg von Poujade. Diese neue Partei unterscheidet sich von allen frühern, daß sie nicht im nationalen Interesse gegründet wurde. Sie gibt offen zu, nur einen Teilssektor der Wirtschaft verteidigen zu wollen und zwar gegen den Staat. Sie kämpfe für das Beefsteak; der räuberische Staat verkürze es ihren Angehörigen. Sie erzielte durch gewaltsame Abwehr der von der Regierung über die Gewerbetreibenden verhängten strengeren Steuerkontrolle einen volkstümlichen Erfolg. Vor allem die kleinen Städte des Südens, in denen diese Selbständigerwerbenden sehr verbreitet sind, unterstützen die Bewegung wie sie schon Pétain und De Gaulle unterstützten in der Hoffnung, die beiden würden den gründlich verhaßten Staat und seine Bürokratie endlich vernichten.

Es versteht sich, daß Poujade niemals den großen Erfolg erzielt hätte, wenn in dieser Schicht nicht Stoff für echte und schwere Klagen angehäuft worden wäre. Das Kleingeschäft, der kleine Landwirtschaftsbetrieb, die sich gerade über Wasser halten können, sind nicht in der Lage, sich mit einer in Paris zentralisierten Bürokratie und ihren Formularmassen herumzuschlagen. Hier liegt Poujades Erfolg. Durch offene Rebellion erreichte er, daß die neue Steuerkontrolle nicht in Funktion trat und rettete dadurch Hunderttausende von freien Kleinbetrieben vor erhöhten Lasten. Warum soll es nicht so weitergehen? Selbstverständlich müssen alle Gesetzgeber angegriffen, und besonders die Regierung als Verräter am Lande bezeichnet werden. Was für eine großartige Gelegenheit für alle jene Verräter, die mit den Nazis zusammenarbeiteten, heute wieder aus ihren Löchern zu steigen und sich an der neuen Sonne zu wärmen! Sie unterstützen leidenschaftlich Herrn Poujade, der ja offen erklärte, Politik solle sich nur mit dem «Beefsteak» befassen. Wie sollte da jemand Unrecht getan haben, der unter der deutschen Besetzung das Beefsteak an erste Stelle setzte?

Es ist schwer, etwas namhaft zu machen, was für Mr. Poujade gut ist, außer für die Taschen seiner Anhänger. Er beschuldigt die Regierung, die überseeischen Besitzungen zu verkaufen, verlangt aber die Heimkehr aller französischen Soldaten von dort. Umgekehrt sollen alle Polizisten nach Algier gesandt werden. Er bestreitet auch offensichtliche Tatsachen, selbst solche, die von De Gaulle bestätigt wurden, z. B. die große Gefahr, die der Alkohol für die körperliche und geistige Ge-

sundheit Frankreichs heraufbeschworen hat. Andererseits versucht Poujade nicht wie die Nazis die Erringung der Macht; er besäße gar nicht das Format dazu. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß frühere französische Nazis seine Partei übernehmen, vielleicht in Verbindung mit Kommunisten. Hier drohen Gefahren für ganz Europa.

Offenkundig ist die Reformbedürftigkeit des französischen Erziehungswesens. Dazu genügt allerdings nicht die vorgesehene Streichung der Subventionen an die katholischen Schulen, wenn nicht etwas Besseres an ihre Stelle tritt. Frankreichs Problem ist in erster Linie ein moralisches und Bildungsproblem geworden.

Von Frau zu Frau

Soll unsere Tochter einen Neger heiraten?

EB. Was soll dieser sonderbare Titel? Nun, er soll uns veranlassen, ein Problem nicht nur abstrakt und aus weiter Ferne zu beurteilen, sondern ganz konkret und aus nächster Nähe. Vielleicht entsapen wir uns dabei, daß wir gar nicht so tolerant sind, wie wir glaubten.

Der Fall «Lucy» hat in allen Zeitungen viel Staub aufgewirbelt. Da ist eine junge Negerin, die in einer Universität studieren möchte, an der bisher nur weiße Studenten eingeschrieben waren. Theoretisch bestehen keine Rassenunterschiede mehr. Praktisch aber findet die Negerin Lucy keine Bleibe in dieser Universität des Südens. Jahrhunderte der Trennung in Ober- und Unterschicht, in Weiße und Schwarze — fast möchte man sagen: Berührbare und Unberührbare — lassen sich offenbar nicht einfach vergessen.

Wir hier, die Wohlbehüteten, gebärden uns sehr großzügig und tolerant. Wie engherzig, finden wir, daß diesem Mädchen Lucy solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Alle sind vor Gott gleich, wie sollten sie vor den Menschen nicht gleich sein. Oder wir plustern uns bis zur Entrüstung auf und finden das ganze skandalös und empörend.

Nun aber geht es ja nicht nur um die Studentin Lucy. Es sind Primar- und Mittelschulen da, auf unsere Verhältnisse übersetzt. Diese Primar- und Mittelschulen sollen und werden laut Dekret gemischt geführt. Friedlich — oder auch nicht — sitzen Weiße und Schwarze nebeneinander. Sie haben theoretisch die gleiche Bildung und die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten und werden sich also, soweit nicht ihre rassische und individuelle Eigenart sich auswirkt, ähnlich entwickeln. Unsere Susi würde nicht nur die Eva und die schwarze Jane heimbringen, sie würde sich auch befreunden mit dem weißen Hans und dem schwarzen John. Warum auch nicht? Es sind ja alle gleich.

Und trotzdem — ich weiß nicht, ob wir weißen Mütter es gerne sähen, wenn sie den schwarzen John vorzöge und ihn gar zu heiraten wünschte. Würden wir nicht beizeiten diesem «Uebel» vorzubeugen versuchen, indem wir unsere Susi wenn möglich in eine Privatschule schicken würden, in der nur weiße Kinder unterrichtet werden? Wäre das nicht doch unsere Ueberlegung und unsere Reaktion? Auf diese Weise wird sie mit den Schwarzen weniger in Berührung kommen und der «Gefahr» weniger ausgesetzt, einem Schwarzen ihr Herz zu schenken.

Diese Ueberlegungen können aus der alten Einstellung des Mehr- und Besserseins stammen. Aeußerlich stimmt man in das Lied der Gleichheit ein; innerlich ist ein Neger immer noch «weniger wert». (Worin besteht eigentlich dieses Weniger-wert-sein?) Die Ueberlegungen können aber auch aus einer wirklichen Besorgnis heraus erwachsen. Aus der Ehe der weißen Susi mit dem schwarzen John gehen Kinder hervor. Sie werden Mischlinge sein. Macht das etwas aus in einer Welt, in der alle Farben gleich sind? Theoretisch nicht. Praktisch sehr viel. Möchten Sie gerne Großmutter eines Mischlings sein? Und wenn ja, glauben Sie, daß der Mischling ein leichtes Leben haben wird? Ganz gewiß nicht. Er wird nirgends recht hingehören, er ist kein Schwarzer und kein Weißer. Er ist hin- und hergerissen. Er trägt die Erbschaft zweier ganz verschiedener Kulturkreise in sich, die er nur schwer wird vereinen können. Er wird ein ganz gerüttelt Maß an Schwierigkeiten und Problemen mit sich tragen, sein ganzes Leben lang, wie es eben nur Mischlinge mit sich tragen können und müssen. Es braucht ein gut Teil Verantwortungsgefühl, um solche Mischlinge in die Welt zu setzen und ihnen nachher nicht helfen zu können. Manches junge Mädchen wird die Verantwortung nicht auf sich nehmen und unter Schmerzen die Gedanken an den schwarzen John aus dem Herzen reißen. Es ist nicht die schlechteste Mutter, die solchen Schmerzen zuvorkommen möchte und dafür sorgt, daß ihr Kind mit seinesgleichen aufwächst.

Soll unsere Tochter einen Neger heiraten? Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten. Es läßt sich auch gemächlich urteilen und verteilen. Wir wollen es lieber bleiben lassen und uns fragen, wie wir handeln würden. Auch in Amerika gibt es weiße und schwarze Mütter.

Vom Bergfilm

chb. Sie sind selten geworden, die reinen, guten Bergfilme. Die letzten großen dieser Gattung kamen in den zwei, drei Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg heraus. Von diesen erlebt Luis Trenkers «Kampf ums Matterhorn» in der Schweiz seine Wiederaufführung. Obgleich seine Entstehungsgeschichte verworren ist, stellt dieser Film nicht nur ein sehr typisches, sondern auch ein sehr gutes Beispiel von einem Bergfilm dar. Der Name des Südtirolers Luis Trenker ist mit dem Aufkommen und dem Erfolg der Bergfilme aufs engste verbunden. Ja, man kann sagen, er habe, zusammen mit dem deutschen Kulturfilmschaffenden und Geologen Dr. Arnold Fanck, diese Gattung überhaupt entdeckt und sie zu einer Meisterschaft geführt, wie sie seither keiner mehr erreicht hat.

Betrachten wir uns heute den beinahe zwanzig Jahre alten Film, so überrascht er uns durch seine Frische; nichts von seinen Werten hat er eingebüßt. Denn es ist der Berg selbst, welcher die Hauptrolle spielt, um den sich das ganze dramatische Geschehen entwickelt, der sich in seiner unvergleichlichen Größe, mit seinen unergründlichen Geheimnissen den Menschen entgegenstellt. Der Ausdruck seiner Bilder vertrauend, zeigt der Film die ganze, noch ungebrochene Kraft und wilde Schönheit der Berge, deren in Klüften und Gletschern verborgenes Geheimnis kühne Alleingänger oder in heißem Kampf um den Gipfelsieg ringende Partien zu enträtseln suchen. Diesen gigantischen Kampf zwischen Berg und Mensch ergreifend zu gestalten, gelingt nur dem, welcher dem Berg so verfallen ist wie Trenker, welcher selber schon in ohnmächtigem Zorn über den Berg, welcher Sieger geblieben ist, auf seinem Hut herumgetrampelt ist und drohend seine Faust schwingend sich einen neuen Versuch geschworen hat. Nicht nur die Kamera mit ihren packenden Großaufnahmen vom zähen Ringen um jeden Fußbreit der eisstarrten Felswand oder den wunderschön angewendeten langsamen Ueberblendungen in den lyrischen Partien — auch die Musik atmet die Stimmung, welche drohend und befreiend zugleich die schicksalerfüllten Berge umweht.

Was hier über den Bergfilm an Hand des Beispiels «Kampf ums Matterhorn» (ursprünglich unter dem Titel «Der Berg ruft» gedreht) gesagt wurde, mag für jeden guten Bergfilm gelten, wie sie in den 30er Jahren in schöner Zahl hergestellt wurden. Einer Frage würdig jedoch ist die Tatsache, daß die eigentlichen Bergfilme (mit Spielhandlung) seit 1945 fast ganz aus den Herstellungsprogrammen verschwunden sind. Bestimmt fänden sie auch heute noch ein zahlreiches Publikum — werden doch auch die Berge selbst einer ständig wachsenden Zahl von Freunden — vom Sessellifttouristen bis zum gewiegten Berggänger — erschlossen. Wie klein ist der Beitrag, welchen der Film im Vergleich zur gesamten dafür betriebenen Reklame liefert. Zwar wird die Tradition der Expeditionenfilme, wie sie für die Schweiz Prof. G. Dyhrenfurth und Charles Duvanel bereits 1930 mit «Himadshal — Thron der Götter» und André Roch 1939 mit «Himalaya-Garnaval» in internationalen Ehren hielten, ungeschwächt fortgeführt. Nicht nur der bedeutende «Mount Everest 1952», sondern ebenso sein etliches kürzerer, formal jedoch ausgeglichener Kollege «Grat am Himmel» — die Traversierung des Mittellegigrates zum Gipfel des Eiger — sind Zeichen dafür aus den letzten Jahren. Aber so hervorragend diese Filme aus dem Genre des Dokumentarstils sind — sie sprechen in erster Linie den persönlich Interessierten, um nicht zu sagen, den Fachmann, an. Wie faszinierend ist doch vielen die von Otto Ritter aufgenommene Fuchsjagd auf Skis in der sonst durchschnittlichen «Swiss Tour BX» in Erinnerung geblieben: Ein Beispiel, wie wichtig eine dramatische, gespielte Handlung für den nachhaltigen Eindruck auf das Publikum sein kann. (In dieses Kapitel gehören schließlich alle die kleinen Werbefilme mit origineller Spielhandlung.) — Bayrische und österreichische Produktionen haben es zwar auch nach 1945 wieder versucht; ihr kompromißloser Charakter verurteilt jene Filme jedoch von vornherein zum Untergang. Die Menschen klettern in ihnen großmäulig den Bergen auf dem Buckel herum; für die Stimme des Berges selbst, für die gewaltige Schönheit der Natur hat man kein Ohr, kein Auge mehr oder — es wird Kitsch daraus gemacht. Dieser Kitsch ist mit ein Grund, weshalb so mancher beim Ausdruck «Bergfilm» seine Nase rümpft. Er glaubt, es gehe nicht mehr ohne den Kitsch. Wahrlich ein Zeugnis seiner Armut: Er hat als Schweizer vergessen, was ihm unsere Berge bedeuten! Und daß es sich ohne Kitsch tatsächlich auch machen läßt, zeigen unsere Dokumentarfilme und die Zahl der ausländischen, ohne alles Kunstlicht, nur mit den das Sonnenlicht ausnützenden Aufhellblenden gedrehten künstlerisch hochwertigen alten Bergfilme. — Liegt nicht hier ein dem Schweizer Spielfilm vorbehaltenes, ureigenes Tätigkeitsfeld?